

(Nachdruck verboten.)

221

## Cesarine.

Von Jean Richopin. Uebersetzt von S. L.

Dem wir fühlten, daß er im Begriffe stände, seinen Lippen das Geheimniß entschlüpfen zu lassen, das wir beide so gern gekannt hätten, das Geheimniß seines Hasses, seines Abscheues, das Geheimniß, das zwischen Vater und Sohn einen so unüberbrückbaren Abgrund aufgerissen hatte. Aber unsere Neugier, und besonders die Cesarinens, hielt nicht stand vor dem schmerzverzerrten Ausdruck, der plötzlich alle Züge des Kranken verzerrte. Er war, als befände er sich im Todeskampf, und in überquellendem Mitgefühl rief Cesarine aus:

„Ja, ja, ich begreife, wir begreifen. Sie können es in der That nicht vergessen, wie grausam er gegen sie gewesen ist, und Ihr Groll erklärt sich auf eine ganz natürliche Weise.“

Und sie machte mir mit der Hand hinter dem Fautenil ein Zeichen, nicht weiter in ihn zu dringen, nicht grausam zu sein, und ich beeilte mich, ihr zuzustimmen:

„Sicher. Das versteht sich. Uebrigens habe ich Deinen Vater so in der Nähe kennen gelernt, daß ich mir die Antipathie, die zwischen Euch, zwischen zwei so entgegengesetzten Naturen bestehen muß, sehr wohl erklären kann. Er ist so heftig, so herrschsüchtig, so wenig zartfühlend! Eine richtige Bulldogge, wie Du mir auf dem Lyceum sagtest.“

„Das ist er, das ist er,“ erwiderte er.

Es schien ihm eine solche Erleichterung zu sein, als er sah, wie uns diese Erklärungen befriedigten, daß ich sogar den Muth gehabt hätte, fortzufahren und den tapferen Kapitän, der doch immerhin mein Lebensretter war, noch übler zuzurichten. Wohin war mein heroischer Entschluß, zu richten, verfliegen? . . .

„Das darf Sie indessen nicht verhindern, Paul,“ nahm Cesarine wieder das Wort, „das Geld anzunehmen, das Ihnen Herr von Nonciury sendet.“

„In der That,“ fügte ich hinzu, indem ich das Bankbillet wieder aufhob.

Da ich bis jetzt der Komplize Cesarinens gewesen war, mußte ich wohl meine Rolle bis zu Ende durchführen. Ich hatte deshalb keine Scheu, ihm zuzusprechen.

„Und sei es selbst unter der Gestalt eines Almosen, so hättest Du doch nicht das Recht, dieses Geld zurückzuweisen, dessen Du vielleicht bedarfst.“

„Das ist wahr,“ entgegnete er mit resignirter Stimme. „Verzeihen Sie mir, Cesarine, daß ich nicht eher daran gedacht hatte. Und ich danke Dir, daß Du mich daran erinnerst. Es ist wahr, wir brauchen es, und ich schulde es Ihnen und Ihrem Vater. Ach! Ich versuchte umsonst, es mir nicht einzugestehen, ich bin überzeugt, daß Ihr Euch seit vier Monaten und zwar durch mich in Schulden gestürzt habt. Sie werden es nicht abstreiten.“

„Was thut das!“ schrie sie auf. „Wir führen doch dieselbe Rechnung, weil ich Ihre Frau sein werde.“

„Sie haben immer Recht,“ erwiderte er.

Er lächelte sanft, nahm das Bankbillet, das ich ihm von Neuem reichte, faltete es auseinander und betrachtete es mit Mühe.

„Das ist das erste Geld, das ich in das Haus bringe,“ sagte er dann mit erstem Ton. „Nimm es, mein theures Weib. Und aus welcher Hand es auch immer kommen mag, sie sei gesegnet!“

Und bevor er es Cesarine übergab, küßte er es unter Thränen.

Ich konnte einen Aufschrei nicht unterdrücken. Das war zu viel. Was! dieses Geld, dieses Geld Bochard's . . .! Ich warf Cesarine einen entrüsteten Blick zu. Aber ich hatte nicht die Energie, den ihren auszuhalten, er war so todessträubend, so verzweifeln, so voll demüthiger gnadeflehender Bitte. Sie hatte den Kopf Paul's an ihre Brust gelegt und bettete ihn da, indem sie mütterlich sein Gesicht streichelte. Und dabei waren ihre Augen starr in das Leere gerichtet; unter ihren ersticken Seufzern scholl ihr Hals an, und große stumme Thränen rannen über ihr Märtyrerinnen-Gesicht.

Das Uebermaß der Aufregung hatte indessen Paul völlig

erschöpft. Ein neuer Hustenanfall ergriff ihn und dieser Anfall war noch stärker als der erste; er durchwühlte seinen ganzen Körper und erstickte beinahe seinen kurzen, pfeifenden Athem. Ich hielt es für nutzlos, ihn weiter zu ermüden, indem ich meinen Besuch verlängerte. Er selbst hielt mich nicht zurück, als ich mich zum Weggehen erhob. Er hatte sichlich das Bedürfniß nach körperlicher und seelischer Ruhe. Er begnügte sich, mir mit einem flüchtigen, beinahe kalten Tone zu sagen:

„Auf baldiges Wiedersehen!“

„Bis auf morgen!“ erwiderte ich.

„Nein, nein!“ wandte Cesarine lebhaft ein. „Es wird besser sein, wenn Sie einige Tage verstreichen lassen. Er muß erst wieder zu Kräften kommen.“

Er wandte nichts ein, indem er unterwürdig, willenlos mit einem Blick seine Zustimmung ausdrückte. Er gab mir seine Hand; sie war feucht und weich; es war der Händedruck jemandes, dessen Empfinden völlig erstorben schien.

Diese Vernichtung, dieses völlige Versinken in sich selbst, erschütterte mich mehr, als alles übrige. Ohne darüber nachzudenken, daß seine Müdigkeit dessen alleinige Ursache sei, erblickte ich darin nur einen neuen Beweis von der völligen Unterwürfigkeit unter den Willen Cesarinens. Das brachte mich gegen ihn und gegen sie auf. Und ich zürnte auch mir selbst, mich so gefällig zu der Komödie hergegeben zu haben, die sie mir aufgedrängt hatte, um die Fesseln der Abhängigkeit Paul's noch enger zu schnüren. Als ich bei diesem Gedanken angelangt war, glaubte ich, ich weiß nicht warum, vollends von ihr hinters Licht geführt worden zu sein. Und Cesarine empfand auch sehr wohl meine innere Unzufriedenheit. Als sie mir beim Hinausbegleiten die Thür öffnete, sagte sie mir plötzlich:

„Bedauern Sie, was Sie gethan haben?“

„Ja und nein,“ erwiderte ich. „Sicherlich konnte ich, nachdem ich einmal eingetreten war, nicht anders handeln. Aber ich hätte nicht eintreten dürfen.“

„Nun wohl!“ entgegnete sie. „Wenn Sie so denken, kommen Sie nicht mehr wieder.“

Sie sagte das mit so gebieterischer Stimme, daß ich ganz verdutzt blieb. Sie fügte sogleich hinzu:

„Sie halten mich also für gemein? Ja, nicht wahr? Und trotzdem haben Sie das gethan. Oh, wie auch Sie meinen Paul lieben! Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen!“

Und ehe ich es hätte verhindern können, nahm sie meinen Kopf wie den eines Kindes in beide Hände und küßte mich rasch, fast wie närrisch auf beide Wangen, während ihre Kehle von einem Geräusch erschüttert wurde, von dem ich nicht wußte, ob es Lachen oder Schluchzen sei. —

### XIII.

Weit länger als eine Woche, beinahe vierzehn Tage, vermied ich es standhaft, zu ihnen hinauf zu gehen. Aber ich beunruhigte mich trotzdem ihretwegen und erkundigte mich nach ihnen.

Zuerst ging ich alle Morgen, wenn ich mein Hotel verließ, an dem literarischen Cabinet vorüber und plauderte einen Augenblick mit dem guten Savarot, den ich getreulich auf dem Posten fand, die Nase immer in irgend einem mathematischen Werke. Er hielt mich auf dem Laufenden über die Gesundheit des Kranken. Das war seine hauptsächlichste Sorge. Gleich nach dem „Guten Tag“ fing er regelmäßig von selbst an:

„Es geht besser, positiv besser. Mit anderen Worten, immer besser.“

Ich hatte übrigens umsonst versucht, aus seiner Schwachhaftigkeit Nutzen zu ziehen, um über einige Punkte, die mir noch dunkel geblieben waren, Klarheit zu erhalten. Verlorene Mühe! Der gute Mann hatte mir nichts Neues mehr mitgetheilt und sich darauf beschränkt, die Geschichte von Malvine wieder aufzuwärmen, und als ich ihn einmal auf das Kapitel Bochard brachte, war er plötzlich auf einen anderen Gegenstand übergegangen. Man mußte beinahe annehmen, daß ihm in bezug auf diesen Punkt Verhaltensmaßregeln vorgeschrieben worden seien. Von wem? Von Cesarine oder von Bochard in Person? Von beiden vielleicht. Denn augenscheinlich versteifte sich auch Cesarine

ihrerseits, mir nichts sagen zu lassen, obwohl sie von Gavarot wissen mußte, daß ich täglich käme; und trotzdem schwieg er über alles, was sie betraf. Andererseits hatte ich die Gewißheit, daß Vochard mich als erklärten Feind behandelte. Ich war dem alten Alchimisten zweimal auf der Straße begegnet, und beide Male hätte er mich mit seinen blühenden Brillengläsern am liebsten tödten mögen. Die anderen Brillenträger zürnten mir gleichfalls, ich konnte daran nicht zweifeln. Gavarot konnte sich nicht enthalten, mich hören zu lassen:

„Ach, Sie stehen nicht im Geruch der Heiligkeit bei diesen Herren.“

Ich fragte warum, und er hatte mir einfach geantwortet: „Pohtausend!“

Ohne übrigens die Lust zu verspüren, dieses „Pohtausend“ zu erklären. Aber ich hatte aus diesem kleinen Wort doch herausempfunden, wie bedeutungsvoll es in seinem Nebensinn, in seiner hinterhältigen Gistigkeit wäre. Was bilden sich denn diese Herren ein? Aus den Pfeilschüssen der Brille des Alchimisten; aus den mißtrauischen halben Andeutungen Gavarot's hätte man, meiner Treu, entnehmen müssen, daß sie in mir einen neuen Rivalen wittern. Ich hatte eines Morgens lachend darauf angespielt und Gavarot hatte mir wieder nur mit einem „Pohtausend!“ geantwortet, als ob er wüßte, daß sie mich auf beide Wangen geküßt habe.

Und wider Willen schloß ich:

„Pohtausend! Cesarine ist ja recht schön bei ihnen angeschrieben!“ (Fortsetzung folgt.)

## Andree's Luftfahrt zum Nordpol.

Das unerforschte Gebiet, welches sich um den Nordpol erstreckt, lockt die Menschen immer von neuem in seine eisstarrten tod-drohenden Regionen. Im vorigen Jahre kehrte der kühne Norweger Nansen nach dreijährigem Aufenthalt in dem unwirktlichen Norden zurück, nachdem er die Aufgabe, die er sich gestellt, glänzend gelöst hatte, und jetzt sind wiederum die Blicke der ganzen Welt nach jenen Gegenden gerichtet, wo drei Männer, der Schwede Andree und seine Begleiter Strindberg und Franke, sich vor wenigen Tagen, am 11. Juli, im leichten Ballon erhoben haben, um in das unbekannte Gebiet hinauszufliegen.

Die Pläne der beiden Männer, Nansen's und Andree's, haben das mit einander gemeinsam, daß sie der Polarforschung, der näheren Erforschung des weiten Gebietes, das sich um den Pol erstreckt, ganz neue Wege weisen wollten. Bisher hatte man versucht, in Schiffen so weit als möglich gegen den Pol vorzubringen, wobei man in der Nähe der sich nordwärts ausdehnenden Länder blieb, die im Nothfall, wenn das Schiff vom Eise umschlossen und zerdrückt wurde, eine Rückzugsbasis boten. Nansen dagegen wollte in der Gegend der Neu-Sibirischen Inseln sein Schiff absichtlich im Eise einfrieren lassen und durch eine von ihm vermuthete Eisströmung über den Pol nach Grönland oder Spitzbergen treiben lassen. Obwohl die erfahrensten Nordpolfahrer dem Unternehmen den sicheren Untergang des Schiffes voraussagten, endete es bekanntlich mit dem vollständigen Triumphe Nansen's.

Noch seltsamer erscheint der Plan Andree's. Er will den festen Boden unter seinen Füßen vollständig verlassen und im Ballon die Lüfte der unbekanntesten Gebiete durchqueren. Wenn man zuerst von dieser Absicht hört, erscheint es einem fast wie ein Märchen, fast wie eine Dichtung Jules Verne's, dessen lebhafteste Phantasie ja einen Gelehrten in vier Wochen in einem Ballon quer durch Afrika führte. Und doch ist es Wahrheit. Nicht nur, daß der Plan in dem Kopfe Andree's aufstauete; er hat auch die nöthige Anzahl von Leuten gefunden, die das nicht geringe Kapital hergaben, das zur Ausrüstung nöthig war, und als der Aufstieg im vorigen Jahre durch widrige Winde verhindert wurde, kam noch einmal die nöthige Geldsumme zusammen, so daß der erste Theil des Planes nunmehr verwirklicht worden ist, und die Abreise thatsächlich stattgefunden hat.

Der Schauplatz dieses Ereignisses war Spitzbergen, jene seit 300 Jahren bekannte Inselgruppe, die sich fast bis zum 81. Breitengrad nach Norden erstreckt. Unter 79½ Grad liegt der westlichsten der drei Hauptinseln vorgelagert die kleine Dänieninsel, auf der Andree im vorigen Jahre alle Vorbereitungen zum Aufstieg getroffen hatte. Der Dampfer „Birgo“ hatte Geräthe zur Erbauung eines Ballonhauses, die Apparate zur Erzeugung des nöthigen Gases zc. dorthin gebracht, und eine rege Thätigkeit herrschte während des ersten Theiles des Sommers auf der einsamen Insel, die sonst von keinem Menschen Fuß betreten wird.

Da der Ballon nicht nur wenige Stunden, sondern mehrere Tage, unter Umständen selbst mehrere Wochen, sich in den Lüften halten soll, so muß er eine große Menge von Proviant mitführen; auch muß darauf gerechnet werden, daß er in Folge unvorhergesehener Zufälle in der unwirktlichsten unbekanntesten Eisregion niedergeht, von wo die Rückreise mit Schlitten und Boot angetreten werden mußte. Auch diese sind also mitzuführen. Es ist klar, daß der Ballon in-

folge dessen eine große Tragkraft besitzen muß. Daher ist es selbstverständlich, daß der Ballon mit dem leichtesten Gase, dem Wasserstoff, gefüllt wird. Andree hatte im vorigen Jahre einen Ballon von 4500 Kubikmetern Inhalt, der mit Wasserstoff gefüllt, eine Tragkraft von etwa 5000 Kilo hatte; er rechnete darauf, daß er sich trotz des unvermeidlichen allmählichen Gasverlustes damit im Nothfalle 30 Tage würde in der Luft halten können.

Dr. Ekholm, der im vorigen Jahre zuerst als Begleiter Andree's in Aussicht genommen war, hielt diese Zeit für zu gering; er meinte, man müßte sich im schlimmsten Falle auf einen sechs-wöchentlichen Aufenthalt im Ballon gefaßt machen, und bestand deswegen auf einer erheblichen Vergrößerung desselben; er verlangte 6000 Kubikmeter Inhalt. Da er mit seiner Meinung bei Andree nicht durchdrang, so trat er von dem Unternehmen zurück. In diesem Jahre hat Andree seinen Ballon um 300 Kubikmeter vergrößert, indem er in der Mittelzone ein breites Stück einfügte; er faßt jetzt also 4800 Kubikmeter.

Die Richtung, die der Ballon einschlägt, hängt natürlich in erster Linie vom Winde ab, und die aus nördlicher und nord-östlicher Richtung wehenden Winde ließen Andree ja auch im vorigen Jahre vom Aufstiege abliehen. Indessen hofft er doch, eine gewisse Lenkbarkeit zu erreichen und den Ballon, wenn auch nicht gegen den Wind, so doch in einem von seiner Richtung etwas abweichenden Winkel steuern zu können. Das Mittel hierzu bilden die Schlepptau, die gleichzeitig bewirken sollen, daß der Ballon sich nicht zu hoch über die Erde erhebt; Andree will dauernd in einer Höhe von etwa 200 Metern schweben. Die drei Tauen, die im Ballon hängen, haben eine Länge von 400 Metern, so daß etwa ihre Hälfte bei der gewünschten Höhe am Boden entlang schleift; da ihr Gewicht 1000 Kilo beträgt, so belasten sie den Ballon mit 500 Kilo, der Hälfte desselben. Sinkt er etwas, so wirken die sich an die Erde legenden Theile der Tauen wie aus-geworfener Ballast, der den Ballon erleichtert und wieder steigen macht; steigt er, so hat er mehr von dem Tau zu tragen, ist also schwerer belastet. Die Tauen wirken also gleichsam als automatischer Ballast und sollen dadurch die Höhe des Ballons gleichmäßig erhalten. Die Hälfte der Tauen, die an der Erde hingeschleppt wird, erleidet an dieser eine beträchtliche Reibung, wodurch die Geschwindigkeit des Ballons gegen die des Windes erheblich ermäßigt wird. Diese Differenz soll von Segeln ausgenutzt werden, um eine Ablenkung von der Windrichtung zu erzielen. Diesbezügliche Versuche, die Andree vor längerer Zeit in Schweden anstellte, sollen eine Ablenkung von 27 Grad ergeben haben; das wäre schon recht erheblich; wenn der Wind aus Süd-West oder Süd-Ost statt aus Süden wehte, wäre hiernach ein Vordringen in einer fast nördlichen Richtung möglich. Allerdings hat die Luftfahrer schon beim Aufstieg der Unfall betroffen, daß die Schlepptau zurück-blieben; entweder hat der sie am Ringe haltende Haken sich beim Aufsteigen gelöst oder sie sind überhaupt vergessen worden. Es wird zwar berichtet, daß die Luftschiffer in der Gondel Reservetaue haben; aber sicherlich fehlen ihnen nun doch 1000 Kilo Ballast, so daß der Ballon leichtlich viel höher steigen wird, als Andree wünscht, so daß er von den Tauen keinen Nutzen hat.

Uebrigens ist es keineswegs ausgemacht, ob man im Interesse Andree's diesen Unfall bedauern oder vielmehr sich darüber freuen soll. Das „Neue Wiener Tageblatt“ veröffentlicht Aeußerungen eines hervorragenden Wiener Luftschiffers, der es für vollständig unmöglich hält, mit einem Ballon wochenlang in den Lüften zu fahren. Das Gas strömt beständig langsam durch die Poren der Wandung aus, so daß es schon eine hervorragende Leistung ist, einen Ballon 24 Stunden in der Luft zu erhalten. Danach wäre es allerdings für Andree das Beste gewesen, die hemmenden Tauen loszuwerden, wodurch seine Fahrt eine viel raschere wird.

Wenn aber der Ballon sich seinen Voraussetzungen gemäß tage- und wochenlang in der Luft halten kann, wird er dann sein Ziel erreichen und wird Andree werthvolle wissenschaftliche Beobachtungen anstellen können? Das ist doch eine sehr unsichere Sache, die von der überwiegenden Mehrzahl der Forscher in verneinendem Sinne beantwortet wird. Niemand kann vorher sagen, wo der Ballon niedergehen wird; er kann in dem von Andree erwarteten Falle über die Polgegend hinweg nach Sibirien oder an die amerikanische Küste und den ihnen vorgelagerten Inseln getrieben werden; aber er kann auch — und dies wäre bei einem schnelleren Niedergehen wünschens-werth — ohne nach Norden zu gehen, östlich oder südöstlich nach Sibirien gehen oder westlich nach Grönland gelangen. Eine Erforschung der unbekanntesten Gebiete wäre dann nicht möglich. Schließlich ist es nicht aus-geschlossen, daß der Ballon überhaupt nach Süden getrieben wird und dann hoffentlich nicht im Meer, sondern an einer bewohnten Küste niedergeht. Geht der Ballon nach Norden und sinkt in un-bekanntesten Eisgebieten, so kann man Andree nicht unbedingt verloren geben. Nansen hat gezeigt, daß selbst aus diesem Gebiete zwei un-erschrockene Männer den Rückweg finden können. Aber Nansen ist ein erfahrener Polarforscher, der mit dem Eise und seinen Gefahren vertraut war; ob Andree ebenfalls im Stande wäre, den Rückweg aus dem Eis zu finden, muß stark bezweifelt werden, wenn es auch nicht unmöglich genannt werden kann.

Der tollkühne Muth Andree's und seiner Begleiter ist sicherlich zu bewundern; es scheint aber nicht, daß er durch die wissenschaftlichen Ergebnisse, die er bestensfalls heimbringen kann, gerechtfertigt ist. Doch wollen wir wünschen und hoffen, daß sein Muth nicht ganz unbelohnt bleibt. —

## Kleines Feuilleton.

— Zur Geschichte der Prügelstrafe. Ein interessantes offizielles Schriftstück aus der Zeit der Ausübung der Körperlichen Züchtigungen wird von der russischen Zeitung „Kiewskanin“ veröffentlicht. Es ist eine Resolution der Kiew'schen Gouvernements-Verwaltung vom 8. April 1849 und sie betrifft folgenden Fall. Die Gouvernements-Verwaltungen von Taurien und von Cherson hatten sich — jene am 5., diese am 25. Februar 1849 — an die Kiew'sche Gouvernements-Verwaltung mit Gesuchen gewandt, in welchen erklärt wird, daß weder in dem einen, noch in anderen Gouvernement Birken wachsen, so daß es unmöglich sei, Ruten zur Bestrafung von Verbrechern zu beschaffen. Infolge dessen wird die Kiew'sche Verwaltung um folgende Auskunft gebeten: ob es möglich sei, im Kiew'schen Gouvernement alljährlich 26 000 Bündel Ruten anzufertigen, und zwar 6000 für das Gouvernement Taurien und 20 000 für das Gouvernement Cherson, und ferner: was die Zustellung dieser Bündel nach Simferopol resp. Cherson kosten würde. Infolge dieses Gesuches schrieb die Kiew'sche Gouvernements-Verwaltung allen Polizeibehörden im genannten Gouvernement vor, unter der Hand die notwendigen Daten zu sammeln und auch den Modus der Anfertigung und Zustellung der Rutenbündel auszuarbeiten. Ob die Kiew'sche Gouvernements-Verwaltung den Auftrag der beiden anderen Verwaltungen effektuiert hat, darüber liegt keine Kunde vor. Sehr respektabel sind aber die Ziffern in diesem kleinen historischen Aktenstück. Nach ihnen kann man berechnen, daß die taurische Gouvernements-Behörde täglich nicht weniger als 17 Rutenbündel notwendig hatte, während es die Cherson'sche sogar auf 55 Stück pro Tag zu bringen gedachte. —

— **Afrikanisches Elfenbein.** Einen der bedeutendsten Ausfuhrartikel Afrika's bildet das Elfenbein. Allein aus Deutsch-Ostafrika wurden im Jahre 1893/94 13 923 Stück Elefantenzähne exportirt. Als Gewicht der jährlichen Gesamtausfuhr werden 800 000 Kilogramm angenommen, welche einen Werth von 16 Millionen Mark repräsentiren. Nimmt man als Durchschnittsgewicht eines Zahnes 10 Kilogramm an, so ergibt sich, daß in Afrika jährlich 40 000 Elefanten getödtet werden, unter denen sich auch ganz junge Thiere befinden. Mag nun der Reichtum dieses Welttheiles an Elefanten auch noch so groß sein, so wird er doch einem solchen Vernichtungskampfe nicht lange mehr widerstehen können. In der That sind diese Säugehiere in fast allen Küstengebieten sowie in dem größten Theile Südafrikas gänzlich ausgestorben, so daß die Karawanen tief in das Innere dringen müssen, um des Elfenbeins habhaft zu werden. Nur im Kamerun-Lande und im Galla-Lande werden zu gewissen Jahreszeiten noch in unmittelbarer Nähe der Küsten Elefanten erlegt. Unter diesen Umständen kann es leicht dahin kommen, daß schon unsere Enkel den afrikanischen Elefanten als ausgestorbenes Thier nur noch im zoologischen Museum zu Gesicht bekommen. —

### Literarisches.

— Die Auktion der Ashburnham-Bibliothek. Die Auktion des ersten Theiles dieser Bibliothek, die vor einigen Tagen in London beendigt worden, hat für 1658 Nummern 615 090 M. ergeben. Auch vom rein kaufmännischen Standpunkt aus hat sich die Bildung der Bibliothek als eine sehr gute Spekulation erwiesen. Der verstorbene Earl of Ashburnham hat die Preise, die er für seine Bücher zahlte, regelmäßig angezeichnet, und danach ergibt sich, daß ihn die Werke, die für 615 000 M. versteigert worden sind, nicht mehr als 240 000 M. gekostet haben! Von bemerkenswerthen Einzelnummern sind noch nachzutragen: Eine erste Ausgabe von Chaucer's „Tales of Caunterbury“, gedruckt von Caxton 1478 (14 690 M.); Wynkyn de Worde's erste Ausgabe desselben Werkes, 1498 (20 200 M.); ein sehr seltener Cartondruck „The boke named Corydale, or the Fower Last Things“ 1479 (15 330 M.); weitere Drucke von Caxton, „Dietes and Sayings of the Philosophers“ 1477 (26 930 M.) und „The Doctrinal of Sapience“ 1489 (13 465 M.). A. Dücker, Sammlung von 62 Kupferstichen, datirt 1497—1519 (7140 M.). —

### Theater.

— Eleonora Duse gab im Pariser Renaissance-Theater zehn Vorstellungen, welche insgesammt 105 954 Fr. einbrachten. Bei ihrem letzten Auftreten in „Das Weib des Glandins“ und „Cavalleria rusticana“ betrug die Einnahme über 14 000 Fr. —

### Kunsthandwerk.

— Ein Praktisch. Den „Hamb. Nachr.“ wird aus Wien geschrieben: Im Atelier des vor einiger Zeit verstorbenen Graveurs Anton Batsche ist zur Zeit dessen künstlerischer Nachlaß ausgestellt, ein einziger Tisch, der aber als Frucht ununterbrochener fünf- und zwanzigjähriger Kunstarbeit einen größeren Werth repräsentirt, als so manche große Nachlaßsammlung. Um dieses ganz einzig dastehende Kunstwerk richtig würdigen zu können, muß daran erinnert werden, daß Anton Batsche, von Beruf aus Graveur, ein so ausgezeichneter Restaurator von Antiquitäten war, daß ihm manche Museen den Eintritt verweigerten, aus Furcht, er könnte die dort aus gelegten Antiquitäten nachahmen. In der That befinden sich in sehr vielen Museen und in größeren Privat-sammlungen zahlreiche Antiquitäten, die eigentlich Schöpfungen Batsche's sind. So ging beispielsweise eine von Batsche gefertigte Schüssel, für die er selbst nur 1800 fl. erhalten hatte, nachdem sie

in dreitägiger Untersuchung von ersten Kennern als echt befunden wurde, um den Preis von 60 000 fl. in Privatbesitz über. Batsche selbst hat von seiner eminenten Kunstfertigkeit nur den allergeringsten Nutzen gezogen, da er ausschließlich für Antiquitätenhändler arbeitete, die gegen sehr lärgliche Entlohnung bei ihm Imitationen bestellten, um sie dann gegen schweres Geld als echte Antiquitäten zu verkaufen. An dem kunstvollen Tisch, den Batsche als einziges Erbe seinen Kindern hinterließ, hat der Künstler, wie bereits Eingang erwähnt, nicht weniger als 25 Jahre gearbeitet. Der aus Kehlheimer Platten gefertigte Tisch besteht aus einer Mittelplatte von 82 Zentimetern im Quadrat mit rings anschließenden Facetten von 16 Zentimetern Breite und 4 in Angeln drehbaren Kreissegmenten, so daß der Tisch, der in deutschem Renaissancestil gehalten ist, beliebig in Quadrat- oder Kreisform gebracht werden kann. Von den zahlreichen Feldern, die sich auf dem Tisch befinden, zeigt jedes eine andere Darstellung, sogar die Sinnsprüche, die in reicher Zahl angebracht sind, sind in den verschiedensten Schriftgattungen ausgeführt. — Obwohl die ganze Arbeit in Tiefrelief geschnitten und gesticht ist, bleibt ihr Zweckcharakter als Tisch doch gewahrt, indem die ursprüngliche Oberfläche der Platten so weit erhalten ist, daß jeder aufgelegte Gegenstand seinen festen Stützpunkt hat. Den Mittelpunkt des Tisches bildet eine von acht Karpatiden getragene Kartouche, die uns, umrahmt von einem Sinnspruch, Chronos im Gefolge der Sonne zeigt. Da die acht Karpatiden auf einer runden Gallerie sitzen, werden dadurch acht Felder gebildet, die mit vier Medaillonporträts und mit vier Schildern als Sinnspruchsträgern ausgefüllt sind. An die erste Gallerie schließt sich eine zweite an, deren durch Schilde von einander getrennte Felder mit Figuren und Arabesken geschmückt sind. Vier geschnitzte Gefelder erweitern nunmehr den Kreis zum Quadrat. In den durch Medaillonporträts geschiedenen Ecken sind Gruppenbilder angebracht, welche die Familie, den Unterricht, das Spiel und ein Gelage darstellen. Die darum umherlaufende flachornamentirte Bordüre enthält in zwölf Medaillonbildern Symbolisirungen der vier Elemente, Kunst, Wissenschaft u. s. w. Leisten aus Nußholz schließen dann diese große Mittelplatte ein. Die darauf folgenden Facetten sind eine Kassierung von sechszehn Feldern, deren jedes einzelne von Kartouchen mit Sinnsprüchen angefüllt ist. Zum Schluß folgen dann die beweglichen, je in drei Felder getheilten Kreissegmente, in deren Mitte sich eine kreisförmige Kartouche mit den Wappen Oesterreichs, der Stadt Wien und den Emblemen der bildenden Künste und der Gravirkunst befindet. Das Postament ist ein massiver Unterbau aus Nußholz mit vier kräftig geschnitzten Greifen. —

### Völkerkunde.

— In der „Revue de l'Université de Bruxelles“ für Juni erzählt Graf Goblet d'Alviella über „Gebets-Mühlen“, die bekannte altindische Institution, die er anlässlich einer Reise nach Tibet in dem kleinen buddhistischen Königreich Sikkim näher kennen gelernt hat. Die Mühlen bestehen aus hohen, grellbemalten Holzspindeln, die man in rotirender Bewegung erhält; sie werden oftmals in der Nähe eines Stromes angebracht und von einem Wasserrad getrieben; andere drehen sich im Winde. Der Autor behauptet übrigens auch in anderen, christlichen Ländern ähnlichen Gebräuchen begegnet zu sein: so in der Bretagne. In mehreren dortigen Kirchen befinden sich noch heute Räder, die in der Wölbung oder an einem Pfeiler freihängend angebracht sind. Die Gläubigen sehen sie in Bewegung, indem sie an einer Schnur ziehen, wobei sie jedesmal zwei Sous als Opfer für einen Heiligen entrichten, dessen Standbild daneben aufgestellt ist, und der den Namen: „Le Saint à la Roue“ führt. —

### Aus dem Thierleben.

— Die Ente als Friedensstifterin. Ein mecklenburg'scher Gutsbesitzer stand nach der Schweiz. Landw. Zeitschrift kürzlich auf seinem Hofe und beobachtete das Federvieh, das eben gefüttert wurde. Zwei Hühner wurden uneinig und hackten auf einander los. Eine Ente, die nicht weit davon stand und die dies zu hören schien, begann nach den Hühnern hinzuschmatern. Die Hühner beachteten den Mahnruf nicht und setzten ihren Streit fort. Die Ente trat den Kämpfenden näher und schien in ihrer Art die Streitsüchtigen gehörig abzulanzeln. Als dies jedoch fruchtlos blieb, ging sie zwischen den Streitenden mehrmals durch, so daß jene genöthigt waren, den Kampf zu unterbrechen. Die Ente schien hierdurch beruhigt. Als aber die Hühner an einer andern Stelle den unterbrochenen Kampf von neuem aufnahmen, eilte auch die Ente wiederum hinzu, um ihr Friedensstiftergeschäft, wobei auch einige scharfe Schnabelhiebe nach beiden Seiten mitthatsen, abermals zu beginnen, worauf die Hühner auseinandergingen und den Kampf einstellten. Die Ente wackelte darauf, sichtlich sehr befriedigt, wieder zu ihren Genossinnen. —

### Aus dem Pflanzenreiche.

t. Neue Gerbstoffe. Der wichtigste Gerbstoff zur Umwandlung der rohen Thierhäute in Leder ist heutzutage bekanntlich noch immer die Rinde von jungen Eichen, die einen Gehalt an einer eigenthümlichen Gerbstoffsäure bis zu 10 (höchstens 15) pCt. besitzt. Deutschland zum Beispiel verbraucht von diesem Stoffe jährlich über 5 Millionen Zentner, kann in seinen eigenen Wäldern aber nur etwa 3 Millionen Zentner selbst ausbringen, so daß es an das Ausland und zwar besonders an Oesterreich-Ungarn und Frankreich jährlich 11 Millionen Mark für

Lieferung von Eichenrinde bezahlt, außerdem noch etwa vier Millionen Mark für die Einfuhr fabrikmäßig aus Eichenrinde hergestellten Gerbsäure-Absud aus denselben Ländern und Belgien. Es haben vielfach Bemühungen stattgefunden, für die Eichenrinde einen besseren Gerbstoff einzuführen. Eine wichtige Rolle spielt da z. B. das bekannte Quebrachoholz (Sprich: Kebratscho), das Holz eines argentinischen Baumes aus der Pflanzenfamilie, zu der unter anderen der tropische Nierenbaum (Acajou) gehört. Es ist gewiß von Interesse, daß nun von dem französischen Vizekonsul in der Stadt Tampico in Mexiko an den französischen Minister des Auswärtigen ein ausführlicher Bericht über eine dort einheimische Pflanze eingegangen ist, von deren Anwendung in der Gerberei man sich großen Nutzen zu versprechen hat. Diese Pflanze, die in der Botanik Rumex hymenosepalus und bei den Franzosen Canaigre genannt wird, gehört zu derselben Gattung wie unser Sauerampfer. Sie wächst wild in den Thälern und Niederungen von Mexiko und der Staaten Texas, Arizona und Kalifornien; ein besonders günstiger Boden für sie ist ein sandiger Mergel, der eine mäßige Feuchtigkeit besitzt. Die Indianer von Mexiko kochen aus der Wurzel der Pflanze ein Medikament und benutzen die Blätter nach Art unseres Sauerampfers als Nahrung. Die knolligen Wurzeln erinnern an die der Kartoffelstaude, jeder Stamm trägt 3—12 Knollen, deren Gewicht zwischen 60 und 540 Gramm schwankt. Die Gerber im Lande Mexiko kennen und benutzen diese Knollen seit langem als Gerbstoff, aber erst im vorigen Jahre hat man dieselben wissenschaftlich untersucht. Es stellte sich heraus, daß sie einen Gehalt zwischen 28 und 33 pCt. Gerbsäure besitzen, der also den der Eichenrinde um mehr als das Doppelte übertrifft. Man hat diese Pflanze seit einiger Zeit anzubauen versucht; nach den vorläufigen Ergebnissen liefert ein Hektar so bepflanzten Landes 1000—1400 Zentner frische Wurzeln, aus denen 300—440 Zentner trockene Knollen gewonnen werden, die in den Vereinigten Staaten mit 6 M. und in Europa mit 12 bis 16 M. pro Zentner bezahlt werden. Die Fortpflanzung der Staude durch Samen hat bisher keine guten Ergebnisse gehabt, man zieht daher das Einpflanzen von Knollen vor. —

**Meteorologisches.**

— Veränderungen des Polareises. Seit die Meteorologie die Rinderschuhe ausgezogen hat, haben interessante Forschungen das Bestehen von periodischen Veränderungen unseres Klimas erwiesen. Man gelangte hierzu zum Theil durch die Beobachtung der Längenschwankungen der Gletscher der Alpen. Es versteht sich, daß eine Reihe warmer Jahre auch das Gletschereis mehr zum Schmelzen bringt und daß mehrere aufeinanderfolgende kalte ein Wachstum des Gletschers bedingen. So wuchsen die Gletscher der Schweiz und Savoyens im Anfang dieses Jahrhunderts ganz außerordentlich und gingen bis in die letzten Jahre beträchtlich zurück. Im Jahre 1880 bemerkte man in einigen Bergmassiven der Alpen bereits wieder ein Wachstum. Auch das Polareis ist derartigen Veränderungen unterworfen. Der französische Gelehrte Charles Rabot hat dies neuerdings in einer von der internationalen Gletschertourmission veröffentlichten Denkschrift nachgewiesen. Er zeigt an der Hand zahlreicher Beobachtungen, daß die Gletscher Grönlands und Islands seit der geschichtlichen Zeit dieser Länder bedeutend im Wachsen sind. Namentlich auf Island dehnten sie sich aus und bedeckten früher von ihnen unberührte, ja selbst bewohnte Gegenden und Viehweiden. Ende des 18. Jahrhunderts und während eines großen Theiles des 19. wohnte man auf Island einer wirklichen Gletscherinvasion bei, die erst vor 25 Jahren zum Stillstand gelangt ist, aber noch nicht in allen Gletschergegenden der Insel aufgehört hat. —

**Technisches.**

— Elektrische Güterzug-Lokomotiven. Die Baltimore- und Ohio-Eisenbahn durchquert nächstens die Stadt Baltimore (Nordamerika) mittels eines Tunnels, durch den sie ihre Züge mittels elektrischer Lokomotiven bergauf schleppen läßt; diese Anwendung der Elektrizität ist insofern bemerkenswerth, als sie hier zum ersten Male zur Fortschaffung schwerer Güterzüge benutzt wird. Die von der General Electric Company gebauten Maschinen stehen nach einer in der Oesterreichischen „Eisenbahn-Zeitung“ enthaltenen Beschreibung den stärksten Dampflokomotiven nicht nach; sie wiegen 86 Tonnen. Alle vier Achsen werden direkt angetrieben, so daß das gesammte Gewicht als Adhäsionsgewicht nutzbar gemacht wird. Der Durchmesser der Triebräder ist 1,612 Meter. Die vier Elektromotoren sind an federnden Traversen aufgehängt; sie sind als Hauptstrom-Motoren gewickelt, haben sechs Pole, sechs Kohlenbürsten und Trommelanker. Infolge ihrer Aufhängung können sie sich etwas mit der Armatur mitdrehen und vermindern so den Stoß beim Anfahren. —

**Humoristisches.**

w. Zurückgegeben. Zu dem Lustspielsdichter Scribe kam ein junger Bruder in Apoll mit einem Kinde seiner Muse und hat den berühmten Kollegen, ihm in sein Lustspiel eine einzige kleine Szene oder auch nur ein paar Zeilen einzufügen, um so die Theaterdirektion geneigter zu machen, das Stück des jungen Anfängers auf die Bretter zu bringen. Scribe wies das Ansuchen ab mit den stolzen und beleidigenden Worten: „Es steht geschrieben: Du sollst das Pferd und den Esel nicht zusammenspannen.“ Der Bittsteller

versehete Schlagfertig: „Aber wie kommen Sie dazu, mich — ein Pferd zu nennen?“ —

— Zwei Marterl-Reime. In der Umgebung von Aufsee hat Dr. Hufnagel folgende Marterl-Reime gefunden, die er im „Alpenheim“ veröffentlicht:

„Hier liegt schlicht und recht  
Der erdrückte Bauernknecht.“

und

„Bruckla ganga  
Bruckla brocha  
Einigfalla  
Und dasoffa.“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— Arthur Deek, der ehemalige Leiter des königlichen Schauspielhauses ist gestorben. —

— Eine sonderbare Dampfwalze. In Nr. 134 des „Leipziger Stadt- und Dorf-Anzeigers“ macht der Gemeindevorsteher zu Baalsdorf bekannt: „Besonderer Umstände der Dampfwalze halber bleibt der von Baalsdorf nach Hirschfeld führende Kommunitationsweg und zurück bis 15. Juni a. c. gesperrt.“ —

— In Breslau ließ eine 24jährige gesunde Frau beim Ausziehen eines Zahnes durch einen Zahnarzt die Narkose mittelst Bromäthyl ausführen. Die Frau verschied in der Narkose. Ein Arzt war nicht zugezogen. Sämtliche Narkotika wurden bei dem Zahnarzt beschlagnahmt. —

— li. Numerirte Kinderwagen. Sämtliche Kinderwagen und Kinderfahrstühle in Raumburg a. S. müssen nach einer behördlichen Anordnung von jetzt ab gleich den Droschken Nummern tragen, zu welchem Zwecke die Inhaber solcher Verkehrsmittel je ein Nummernschildchen gegen eine Gebühr von 15 Pf. von der dortigen Polizei ausgehändig erhalten. —

— Eisenbahnunfälle. Am 18. Juli sind von dem Mittags Schnellzug Crailsheim-Nürnberg am Bahnhof in Ansbach die beiden Lokomotiven nebst Tendern entgleist. Durch die Geistesgegenwart des Lokomotivführers wurde der Zug sofort zum Stehen gebracht. Verletzt wurde niemand. — An demselben Nachmittag ist infolge falscher Weichenstellung bei Franzensbad (Böhmen) der von Tirschnitz kommende Zug der Duchschiebader Bahn auf einen von Aisch nach Eger fahrenden Zug der bayerischen Staatsbahn aufgefahren. Sieben Personen sind leicht verletzt. Zwei Lokomotiven und drei Waggons sind beschädigt. —

— In München ist der Laryngologe und Universitätsprofessor Dr. Max Josef Dertel gestorben. Er war Erfinder der Dertel- oder Terrain-Kur, einer Methode, die hauptsächlich darin besteht, das ermattende Herz durch vorsichtig begonnene, stufenweise zunehmende körperliche Anstrengungen, insbesondere methodisches Steigen, wieder zu kräftigen. In Deutschland und Oesterreich ist eine ganze Reihe Kurorte als Terrain-Kurorte eingerichtet worden. —

li. In der Sonntagsschule zu Liebsthal in Bayern erschien dieser Tage eine blutjunge Ehefrau, um ihrer Sonntagsschulpflicht zu genügen. —

— Aus Eifersucht tödtete in Rudolfsheim (Wien) ein Anstreicher seine von ihm getrennt lebende Frau; hierauf erschoss er sich selbst. —

— In Dalmatien hat in der letzten Zeit die Hitze derart zugenommen, daß mehrere Menschen und viele Hausthiere am Hitzschlag zu grunde gegangen sind. Auf dem Hochlande von Imoselle sind während eines Mandvers fünf Mann todt zusammengebrochen, zwanzig Mann erkrankten am Sonnenstich. —

— Aus Furcht, ihre Stimme zu verlieren, hat sich in Rom eine Chansonnettenfängerin vergiftet. —

— Rom, 18. Juli. Das meteorologische Zentralbureau meldet ein heftiges, von sehr starker Eruption des Vulkans begleitetes Erdbeben auf Stromboli am gestrigen Tage. —

— In St. Michel bei Oriele in Savoyen ist am 18. Juli eine Gasfabrik infolge Röhrenbruchs explodirt, wodurch das Wasser mit einer großen Menge Carbit in Berührung kam. Die Fabrik ist gänzlich zerstört. Dem größten Theile der Arbeiter ist es gelungen, zu flüchten; vier jedoch verloren bei der Katastrophe ihr Leben. —

— Tarbes, 18. Juli. Der Einsturz der von den Pionieren erbauten eisernen Bahnbrücke über den Adour war bei der zweiten Belastungsprobe erfolgt, nachdem bereits ein leerer Personenzug die Brücke ansstandslos passirt hatte. Die Zahl der bei dem Einsturz Verwundeten beläuft sich, wie nunmehr festgestellt ist, auf elf; von denselben erlitten mehrere lebensgefährliche Verletzungen. Unter den Verwundeten befinden sich der Chefingenieur Hauffer und mehrere Offiziere des Geniekorps. —

— Heure Zigarren. Für die Königin von England werden tausend der feinsten Havana-Zigarren besonders angefertigt. Sie werden in versiegelten Glasröhren nach Windsor geschickt und kosten 1 Dollar (über 4 M.) das Stück. — Diese Zigarren werden zu Geschenkzwecken verwendet. —